

Katrin Rohnstock (Hrsg.)

Der letzte Neubeginn

Senioren erzählen vom Umzug
in ihr Altersdomizil

In der Anthologie kommen Frauen und Männer zu Wort, die über die Gestaltung ihres Lebensabends sprechen. Wann und wie haben sie sich für einen Umzug ins Heim entschieden? Was war ihnen bei der Wahl besonders wichtig? Wie sind sie mit ihren Möbeln und Erinnerungsstücken umgegangen? Wie erlebten sie die letzten Tage in den eigenen vier Wänden und wie die ersten Nächte im neuen Zuhause?

Die Protokolle zeigen, dass die meisten Senioren gerne so lange wie möglich selbstbestimmt und unabhängig in ihrer eigenen Wohnung leben möchten. Dennoch kommt irgendwann ein Zeitpunkt, wo es ohne Hilfe und Betreuung nicht mehr geht. „Ich wollte nicht eines Tages im Sessel sitzen und meine Kinder sagen hören: ‚Du musst nun ins Altersheim.‘ Ich wollte selbst entscheiden. Noch war ich dazu in der Lage. Mein Mann sollte bald achtzig werden. Uns wurde bewusst: Allmählich müssen wir darüber nachdenken, wie es weitergeht“, so Mechthild Piehl, Jahrgang 1930.

Für viele kommt der Umzug ins Heim letztlich unvorbereitet. So wie bei Katharina Sauer, Jahrgang 1920. Im Winter 2003 stirbt ihr Mann, sie erkrankt schwer an Krebs. Den Umzug in eine Seniorenresidenz in Remagen und die Wohnungsauflösung bewerkstelligen im April 2005 Freunde und Bekannte. „Ich versuche einer grenzenlosen Einsamkeit Herr zu werden. Aber die Unabänderlichkeit des Geschehens sitzt in allen Ecken“, beschreibt Frau Sauer die ersten Tage.

Es gibt auch andere Beispiele. Heinz Hennersdorf, Jahrgang 1917, zeigt, dass es einen Umzug ins Heim ohne Angst und trauriges Abschiednehmen vom früheren Zuhause geben kann. Seine Frau und er zogen anfangs ins Betreute Wohnen in Strausberg bei Berlin, da war sie 84 und er 88 Jahre alt. Wichtig waren den Hennersdorfs bei der Wahl der Seniorenresidenz, dass sie dort nur noch

kurze Wege zwischen Apartment, Speisesaal, Physiotherapie und Frisör zurücklegen mussten. Das entlastete den Alltag entscheidend. Aber auch die ruhige Atmosphäre, der Hotelcharakter und das breite Veranstaltungsangebot beeinflussten die Entscheidung: „Wir fühlten uns sehr wohl. Auch ich, der ich ja Gegner von Altenheimen war, empfand diese neue Wohnform als angenehm. ... Ja, wir bedauerten sogar, diesen Schritt nicht eher getan zu haben.“

Hennersdorf betont das Engagement der Mitarbeiter, seinen Bedürfnissen gerecht zu werden. Auch ein alter Mann möchte noch an der medialen Welt teilhaben: Also braucht er manchmal Hilfe beim Umgang mit dem neuen Laptop. Wie funktioniert das bitte mit dem Surfen, junger Mann? Vor allem nach dem Tod seiner Frau, waren Menschen da. Die Chefin der Seniorenresidenz lud ihn ein zu einer Motorradfahrt auf ihrer BMW R 850 R. Mit Neunzig sauste er dann noch mal über die Landstraßen, wenn auch nur als Beifahrer. Aber Fahrtwind und Freiheitsgefühl kennen kein Alter!

Die Erzählungen der Alten, wie immer bei Rohnstock Biografien von professionellen Autobiografikern aufgeschrieben, leisten auf ihre Art einen Beitrag, das Schauerbild vom Seniorenheim und der schlechten Altenpflege abzubauen. Einen wesentlichen Anteil daran hat Rudolf Schmidt, der Leiter einer diakonischen Altenhilfeeinrichtung war und heute Vorsitzender der „Stiftung ProAlter“ ist.

Schmidt bezieht Stellung gegen die ständige Skandalisierung der Altenpflege in Deutschland. Natürlich gebe es Pflegefehler und einen Mangel an Pflegekräften, dennoch ist die Altenpflege nach seinem Dafürhalten besser als ihr Ruf. Die Qualität der Pflege habe durch eine bessere Ausbildung in der jüngsten Vergangenheit deutlich zugenommen.

Problematisch ist jedoch die marktwirtschaftliche Konkurrenz zwischen den Altenpflege-Anbietern. Um wettbewerbsfähig zu bleiben, werde vor allem an den Personalkosten geschraubt. Schmidt plädiert infolgedessen für die finanzielle, berufsrechtliche und gesellschaftliche Stärkung der Pflegeberufe. Denn: Die Anzahl der alten Menschen wächst. Und wer wird diese Menschen künftig versorgen?

Die momentane Situation: Ein Drittel der pflegebedürftigen Menschen lebt in Heimen, zwei Drittel zu Hause, die meisten werden von ihren Familienangehörigen gepflegt. Bei den professionellen Helfern fehlen heute zwischen dreißig- und fünfzigtausend Pflegekräfte, so Schmidt. Seine wichtigste These: Die einzige Ressource der Altenpflege, die wächst, ist die der alten Menschen selbst. Die drohenden Folgen der demografischen Entwicklung können abgemildert werden, indem das freiwillige Engagement dieser älteren Menschen gefördert und gezielt für hilfe- und pflegebedürftige SeniorInnen eingesetzt wird.

Das Buch tritt nicht an als praxisnahe Ratgeberliteratur. Wer etwa einen Serviceteil mit Kontaktadressen und Beratungsempfehlungen erwartet, geht fehl. Es ist eine Sammlung unterschiedlichster Geschichten älterer Menschen, die alle eines gemeinsam haben: den Umzug ins Altersdomizil. Als Fazit der Lektüre steht die dringende Forderung nach einem umfassenden Pflegeheimführer für Deutschland, der einen transparenten Überblick über Angebote, Qualität, Preise, Ausstattung, Pflege- und Freizeitangebot der Anbieter und Einrichtungen bundesweit gibt. Interessierte, Pflegebedürftige und deren Angehörige brauchen künftig realistische Vergleichsmöglichkeiten, um für den „letzten Neubeginn“ die richtige Entscheidung entsprechend der eigenen Möglichkeiten und Bedürfnisse treffen zu können.

Ulrike Hempel,
Medizinjournalistin,
Berlin



Verlag Barbara Budrich,
Leverkusen 2010,
240 Seiten, 14,90 Euro

Jens Clausen, Ilse Eichenbrenner

Soziale Psychiatrie

Grundlagen, Zielgruppen,
Hilfeformen

Soziale Psychiatrie, da war doch mal was ... Unter den Talaren, der Mief von 1.000 Jahren. „Irrenhäuser – Kranke klagen an“, so ein Buchtitel aus den späten 1960er Jahren. „Unter elenden, menschenunwürdigen Umständen“, so eine Passage aus dem Zwischenbericht der Psychiatrie-Enquête-Kommission. „Psychiatrie ist soziale Psychiatrie, oder sie ist keine Psychiatrie“, so die Devise von Klaus Dörner, einer der wichtigsten Galionsfiguren.

Das Ganze spielte kurz nach 1968. Sozialpsychiatrie (so hieß das damals) war Schlachtruf und Gegenbewegung, utopischer Gegenentwurf, war ein Begriff mit Explosivkraft, unter dessen Dach sich eine Zeit lang verschiedene Strömungen vereinten, die man sich später nur schlecht gemeinsam vorstellen konnte.

Heute ist der Stachel weg. Aus der Sozialpsychiatrie wurde die soziale Psychiatrie, Gemeindepsychiatrie, gemeindenaher Psychiatrie. Ihr Marsch durch die Institutionen hat beide verändert – die Institutionen und die Sozialpsychiatrie. Wenn du deinen Gegner nicht besiegen kannst, so mache ihn wenigstens zu deinem Freund – frei nach diesem Motto ist aus dem politischen Standpunkt, der psychisches Leid (auch) in sozialem Elend begründet sah, das aalglatte und gefällige bio-psycho-soziale Modell geworden, und neben die klassischen Berufe der Ärzte und der Pflege sind zahlreiche neue mit viel „Sozial-“ und „Psycho-“ getreten. Einverleibt. Modernisierung der Psychiatrie. Sozialtechnokratische Anpassung. Die Zähne gezogen – und trotzdem ist Sozialpsychiatrie für manche konservativen Psychiater auch heute noch ein Feindbild, das den Untergang des Abendlandes ankündigt.

Bücher zur Psychiatrie, die das Soziale im Titel führten, hatten in den 1970er Jahren Konjunktur. Dann nicht mehr. Und jetzt wieder? Nein, keine neue

Welle. Aber es ist auch nicht alles untergegangen im Strom der Geschichte.

Gegen den Strom der Geschichte kann man nur schwimmen, wenn er sehr langsam fließt. Normalerweise kann man nur beim Mitschwimmen sich etwas mehr in die eine Richtung halten oder in die andere, nach rechts oder nach links, was immerhin mehr ist, als sich bewusst- und willenlos fortspülen zu lassen. Hier sind zwei, die das versucht haben. Kämpfen fast der ersten sozialpsychiatrischen Stunde, die ihren Optimismus, ihre Beharrlichkeit behalten und die nicht aufgegeben haben. Die aber auch nicht den Blick nostalgisch vernebelt zurückgewandt haben, sondern in all den Jahren das verfolgt und aufgegriffen haben, was sich weiterentwickelt hat. Eine Reifung also.

Das Buch handelt von Leitgedanken und Zielgruppen der sozialen Psychiatrie, es beschäftigt sich mit der Geschichte und den Rechtsgrundlagen, es stellt die Handlungsfelder sozialer Psychiatrie dar und setzt sich mit klinischen Aspekten auseinander. Es spricht von Kranken und Krankheiten. Das alles sehr fundiert, auch bei Themen, die nicht zu den angestammten Arbeitsfeldern der Autoren gehören. Und wunderbar geschrieben, so dass sich das Buch erfreulich leicht und flüssig lesen lässt. Vielleicht ist es manchmal etwas zu brav und unkritisch (z.B. was den Wildwuchs der psychosomatischen Kliniken betrifft). Und ich persönlich hätte mir mehr Literaturverweise beziehungsweise Belege im Text gewünscht; das Literaturverzeichnis steht so leider etwas beziehungslos neben dem Text. Doch das sind sicher Marginalien. Unterm Strich: richtig gut gemacht!

Dirk K. Wolter,

*Chefarzt der gerontopsychiatrischen
Abteilung des Inn-Salzach-Klinikums
in Wasserburg am Inn*



W. Kohlhammer, Stuttgart
2010, 287 Seiten, 29,90 Euro

Birgitt Bahlmann (Hrsg.)

Pflege daheim

Ganzheitlich von Mensch zu Mensch aktiv gestalten

Man nehme eine Portion Kraft, Geduld, Sensibilität und Güte, um Pflege daheim bewältigen zu können. Mit dem über 270-seitigen, gleichnamigen Buch versucht ein Autorenteam, Menschen zu erreichen, die in Deutschland aus familialer Zugehörigkeit oder in nachbarschaftlicher, teilweise auch ehrenamtlicher Unterstützung über eine Million Pflegebedürftige im Alltag begleiten. Und dies so lange, bis sie selbst am Rande der Erschöpfung angekommen sind und dann – unvorbereitet – der Schritt in die stationäre Pflege vollzogen werden muss.

Dieses Unvorbereitetsein zu vermeiden und zugleich die mit der häuslichen Pflege verbundenen Herausforderungen meistern zu helfen, ist das Ziel des vorliegenden Buches. Die einzelnen Themen spiegeln den Pflegealltag in verständlicher Weise wider. Man muss nicht unbedingt pflegerisch vorgebildet sein, um zu verstehen, was die AutorInnen mitteilen.

Der Aufbau des Buches zeugt von großer praktischer Erfahrung: Mit Hinweisen auf bürokratische Notwendigkeiten helfen die Autoren den Betroffenen, rechtzeitig und erfolgreich die notwendigen Pflegehilfsmittel zu beantragen oder fristgerecht Anträge auf Leistungen der Pflegekasse oder anderer Kostenträger zu stellen. Immer nach dem Motto: nicht erst überlegen und handeln, wenn die Situation der pflegerischen Versorgung eingetreten ist, sondern vorbereitet sein. Auch der eigenen Psychohygiene wegen.

Was das Buch neben den praktischen Hinweisen für den Leser zusätzlich wertvoll macht, ist die Möglichkeit, sich mit dem Konzept der Salutogenese zu befassen. Der Leser gibt nicht „nur“ etwas, sondern er bekommt auch etwas zurück: Verständnis für seine eigene Situation; Ermutigung, das eigene Leben nicht zu vernachlässigen (eine Gefahr, die sich besonders gut mit dem Begriff „Helfer-

syndrom“ umschreiben lässt) und schließlich die Aufforderung zur Wachsamkeit im Sinne einer er- und gelebten Beziehung. Wann die Verständigung zwischen dem Pflegenden und dem Pflegebedürftigen auch wirklich diese Bezeichnung verdient, zeigen die Beispiele aus der Praxis im Kapitel „Beziehung gestalten“.

Die übersichtlich gestalteten Kapitel erleichtern es Betroffenen, sich zielgerichtet notwendige Informationen zu holen, ohne dass es erforderlich ist, das Buch in seiner Gesamtheit zu lesen und zu bearbeiten. Durch ansprechende Fotos wird die sprachliche Dichte in gelungener Weise aufgelockert. Besonders hilfreich sind die jeweiligen Tipps, die über das Buch hinaus Hilfen an die Hand geben.

Kurz gesagt: Betroffene, die einen Pflegealltag zu bewältigen haben, fühlen sich nicht mehr allein gelassen, nachdem sie das Buch gelesen haben. Und es sollte auf jeden Fall nicht erst dann in einem Haushalt zu finden sein, wenn sich eine konkrete Pflegesituation bereits eingestellt hat. Jedem ambulanten Pflegedienst, aber auch Ausbildungsstätten sei dieses Buch wärmstens als Schulungsinstrument empfohlen.

*Norbert Zimmering,
Heimleiter und Geschäftsführer
Hermann-Keiner-Haus,
Dortmund*



Salumed-Verlag,
Berlin 2010,
272 Seiten, 29 Euro

Beat Bächli

Vitamin C für alle!

Pharmazeutische Produktion,
Vermarktung und Gesundheits-
politik (1933–1953)

Als der Zürcher Chemiker Tadeus Reichstein 1933 sein Patent zur künstlichen Herstellung von Ascorbinsäure oder Vitamin C anbot, war die Basler Arzneimittelfirma Roche skeptisch: „Erwachsenen dürfte genügend Vitamin C mit frischem Gemüse und Obst zukommen“, sagte der Forschungschef des Unternehmens. Medizinischen Nutzen bringe der synthetische Stoff keinen. Roche kaufte das Patent trotzdem und machte Vitamin C zum Blockbuster und dieser die Firma zum Großkonzern, schreibt der Schweizer Historiker Beat Bächli in seiner Dissertation.

Der Erfolg von Vitamin C beruht laut Bächli allein auf Marketing. Bis heute konnte noch keine wissenschaftliche Studie einen medizinischen Nutzen des Pulvers nachweisen. Aber das war für Roche kein Problem: Die damals so genannte Propaganda-Abteilung wusste gemäß der firmeninternen Sprachregelung, wie man „Hokuspokus“ machen musste, um Arzneimitteln „eine neue Krankheit anzudichten.“ Im Fall von Vitamin C behauptete Roche ohne jeden Beleg, dass die Einnahme die Leistungsfähigkeit steigere – ein genialer PR-Trick, denn nun kamen Gesunde wie Kranke als Käufer infrage. „Gesundheit wurde vom Individuum abgelöst und zu einer statistischen Größe“, schreibt Bächli.

Eine der Hauptabnehmer war bis 1945 die deutsche Wehrmacht, die sich von der Vitamin-Abgabe an ihre Soldaten eine Stärkung des „Volkskörpers“ versprach. 2002 verkaufte der Weltmarktführer Roche seine Vitamin-Sparte dann an die holländische Pharmafirma Koninklijke DSM. Auch heute noch produzieren DSM und andere Hersteller weltweit 110.000 Tonnen Vitamin C im Jahr. Hauptsächlich dient es als Nahrungsmittelzusatz.

Bächlis Studie ist nicht die erste zur Geschichte der Ascorbinsäure. Bisher do-

minierten allerdings der wissenschaftshistorische Ansatz oder der Blick auf die Vitamine als kulturhistorisches Phänomen und die Rolle der Konsumenten. Bächli beleuchtet nun erstmals die Perspektive der Vitaminproduzenten. Er zeigt auf, dass die künstliche Herstellbarkeit von Vitamin C die Voraussetzung war, um diese in beliebigen Mengen zu produzieren. Die uneingeschränkte Verfügbarkeit wiederum veranlasste Roche dazu, mit entsprechender Werbung neue Absatzmärkte zu schaffen.

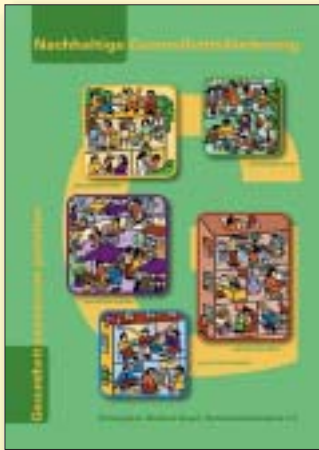
Passend zu seiner Fragestellung wählte Bächli die Quellen: Als erster Forscher überhaupt hatte er Zugang zum Nachlass von Tadeus Reichstein, dem Erfinder der Vitamin-C-Synthese. Zudem konnte er Archivalien aus dem Historischen Archiv Roche auswerten, etwa Materialien der Propaganda-Abteilung.

Der *Basler Zeitung* sagte der 34-jährige Zürcher Historiker, dass er dabei laut einem Vertrag mit Roche „alles schreiben durfte, was ich mit Quellen belegen“ konnte. Über das Resultat seiner Forschungen hatten bei Roche, wie er sagt, „dann wohl nicht alle Freude“. Kein Wunder, letztlich zeigt diese detailreiche, gute lesbare Studie am Beispiel der Urmutter aller Nahrungsergänzungsmittel eindrücklich auf, wie Pharmakonzerne Anwendungen für medizinisch nutzlose Produkte (er)finden.

*Eric Breitingger,
Redakteur und Journalist,
Basel*

Chronos Verlag, Zürich
2009, 275 Seiten, 24 Euro

Neu im Mabuse-Verlag



Eberhard Göpel,
GesundheitsAkademie e.V. (Hrsg.)

Nachhaltige Gesundheitsförderung

► Gesundheit gemeinsam gestalten Bd.4

Die Autorinnen erörtern konzeptionelle Fundamente der nachhaltigen Gesundheitsförderung. Sie präsentieren Ansätze für die Praxis und fragen, wie unterschiedliche Strategien nachhaltiger Gesundheitsförderung evaluiert werden können.

Beiträge zur Institutionalisierung der Gesundheitsförderung und zur Vernetzung ihrer Akteure runden den Band ab. Mit Beiträgen u. a. von Klaus Dörner, Alf Trojan und Michael T. Wright.

368 Seiten, 29,90 Euro
ISBN 978-3-940529-84-8

Mabuse-Verlag

Postfach 90 06 47
60446 Frankfurt am Main
Tel.: 069-70 79 96-16
Fax: 069-70 41 52
www.mabuse-verlag.de



Gerhardt Nissen

Psychisch gestörte Kinder und Jugendliche gestern und heute

Persönliche Erinnerungen
aus 60 Jahren

Gerhardt Nissen ist kein Unbekannter: Der Arzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, für Psychiatrie und Neurologie, für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie sowie Psychoanalyse hat sich in vielen Publikationen mit psychisch auffälligen Kindern und Jugendlichen beschäftigt. Zuletzt hat er auch eine „Kulturgeschichte seelischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen“ (2005) veröffentlicht.

Bekannt wurde er aber vor allem durch seine Arbeit als Kinder- und Jugendpsychiater. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er am Aufbau des damals neuen Fachgebietes der Kinder- und Jugendpsychiatrie maßgeblich beteiligt. Ab 1961 übernahm er die Leitung der Bremer Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie, 1963 siedelte er nach Berlin und engagierte sich dort beim Ausbau des „Kindersanatoriums Wiesengrund“. 1978 erhielt er einen Lehrstuhl an der Universität Würzburg und leitete die dortige Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie.

Das vorliegende Buch umfasst die detaillierten und kurzweilig zu lesenden autobiografischen Erinnerungen Gerhardt Nissens, in denen er sein privates und berufliches Leben Revue passieren lässt. Die Quellen, aus denen sich seine Erinnerungen speisen, sind persönliche Unterlagen wie Notizen, Tagebücher und Briefe, aber ebenso Sitzungsprotokolle diverser wissenschaftlich-fachlicher Veranstaltungen, berufliche Korrespondenzen und wissenschaftliche Veröffentlichungen und Besprechungen. Es geht ihm nicht nur um die Beschreibung seines persönlichen Werdegangs, sondern er möchte darüber hinaus seine Sicht auf die Genese der Fachdisziplin der Kinder- und Jugendpsychiatrie darstellen.

Den umfassenden Rückblick unternimmt der 1923 geborene Gerhardt Nissen in acht Kapiteln, die von der Schilderung seiner Kindheit und Jugend an der deutsch-dänischen Grenze, über seine Erfahrungen während des Nationalsozialismus und den Beginn seines Medizinstudiums 1944 in Wien sowie seine beruflichen Stationen bis zur Beschreibung seiner vielfältigen Tätigkeiten während des Ruhestandes reichen.

Zusammenfassend scheint die vorliegende Autobiografie vor allem für jene von Interesse zu sein, die sich aus fachlichen Gründen mit der Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie beschäftigen. Denn sie enthält beinahe überbordend viele Details einer persönlichen Geschichte, die gleichzeitig eben auch die Geschichte eines der bedeutendsten Vertreter des Faches der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist. Mitunter mag die Fülle an Einzelheiten den Leser tatsächlich etwas überfordern.

Auch wenn diese Autobiografie zuallererst den fachlich interessierten LeserInnen eine besondere Freude bereiten dürfte, so könnte vor allem die erste Hälfte des Buches auch für fachfremde LeserInnen aufschlussreich sein. Denn in dieser ersten Hälfte erweist sich Gerhardt Nissen als scharfer Beobachter und bemerkenswert guter Erzähler einer subjektiv erlebten sozialen und politischen Wirklichkeit, die dem Leser in dichter Weise ein Gefühl für vergangene Epochen vermittelt. Selbst wenn der Autor vielleicht etwas zu schematisch die universitären Lehrveranstaltungen, Lehrenden und Kommilitonen seiner Studienzeit vorstellt, so gelingt es ihm doch, einen Eindruck von einer vergangenen Universitätskultur zu vermitteln, die heute in der Form wohl kaum mehr zu finden ist.

Dr. Johannes Gstach,
Institut für Bildungswissenschaft
der Universität Wien



Psychosozial Verlag,
Gießen 2009, 386 Seiten,
39,90 Euro

Susanne Wunderer

Warum ist Mama traurig?

Vorlesebuch für Kinder mit einem psychisch erkrankten Elternteil

In den letzten Jahren sind immer mehr Bücher auf den Markt gekommen, die sich mit der Hilfe für Kinder von psychisch erkrankten Elternteilen befassen. Das vorliegende Buch nimmt sich nun in besonderer Weise der Kinder an, die noch im Vorschulalter sind.

In einfachen, kurzen Sätzen wird in dem Vorlesebuch von dem kleinen Schaf Lilli erzählt, das bei der Mutter lebt – die Eltern sind getrennt. Lilli genießt das Vorlesen der Mutter und das Spielen mit ihrem Freund Paul. Doch dann wird Mama traurig. Paul sorgt durch seine Oma dafür, dass sie Hilfe von einer Är-

tin bekommt. Und während sie in der Klinik wieder gesund wird, passt Pauls Oma auf, dass es Lilli gut geht. Die Geschichte endet damit, dass die Mutter wieder bei Lilli ist. Kindgerecht formuliert heißt es: „Mama und Lilli wissen jetzt, dass es Hilfe gibt, wenn Mama nicht mehr aufhören kann, traurig zu sein.“

Der Geschichtentext ist mit großen, starken Lettern gedruckt. Die Bilder sind einfach, übersichtlich und stellen die einzelnen Figuren in den Mittelpunkt. Die klare, schwarze Linienführung erleichtert das jeweilige Erkennen. Mit einfachen Mitteln werden Tag- und Nachtzeiten sowie die unterschiedlichen Stimmungen mit Wolken- und Sonnenbildern veranschaulicht. So können schon junge Kinder nachvollziehen, wie Depression zum Ausdruck kommt.

Nach der Geschichte gibt es auf vier Seiten weitere Informationen und Hilfen zum Thema „Psychische Erkrankung bei einem Elternteil“. Es wird erläutert, wer mit Kindern wie ab welchem Alter über das Thema sprechen kann. Dabei sind

Formulierungshilfen bei den verschiedenen psychischen Erkrankungen Depression, Manie, Schizophrenie, Phobie und Sucht besonders hilfreich. Es wird auch auf kompetente Fachstellen verwiesen.

Ein Großteil des Ratgeberteils ist aus dem Buch „Nicht von schlechten Eltern“ übernommen, was nicht von Nachteil ist. Gewiss mag man das Buch je nach Entwicklungsstand des Kindes auch noch über Fünfjährigen vorlesen können; empfehlenswerter sind dafür aber die Kinderfachbücher von Schirin Homeier.

Insgesamt ist „Warum ist Mama traurig?“ ein günstiges, fachlich fundiertes (Klein-)Kindervorlese-Fachbuch, das eine Unterstützungslücke schließen hilft und unbedingt in jeden Kindergarten gehört!

*Detlef Rüsich,
Familientherapeut,
Freising*



Mabuse-Verlag,
Frankfurt am Main 2010,
40 Seiten, mit zahl-
reichen bunten Bildern,
9,90 Euro